

außerordentlich große Arbeitslosigkeit, selbst unter den Gebildeten. Daß ein intellektuelles Proletariat überall in der Welt für radikale Wirtschafts- und Staatsformen anfällig ist, weiß man längst. Es rechnet in einem totalitären Gemeinwesen auf die Schlüsselstellungen. Indes hat auch das einfache Volk zu einem hohen Hundertsatz kommunistisch gewählt. Kommt das vom wirtschaftlichen Druck, der hier vielleicht härter lastet als anderswo? Sicher zum guten Teil. Die Kongreßpartei hat, vielleicht weil sie seit Jahren die Regierungspartei ist, vielfach das Gespür für die wirtschaftlichen und sozialen Nöte ihrer Mitbürger verloren. Aber das erklärt nicht alles. Auch in andern Teilen Indiens ist die Masse des Volkes übel daran und hat doch nicht kommunistisch gewählt.

Die Kommunisten rühmen sich, daß eben der höhere Stand der Volksbildung in Kerala zu ihrem Sieg beigetragen habe. Der Umstand, daß hierzulande viel mehr einfache Leute lesen und schreiben können, habe sie der Überzeugungskraft der roten Heilslehre zugänglicher gemacht als das stumpfe und dumpfe analphabetische Volk. Es ist kein Zweifel, daß Volksschichten, die eben erst zu den Anfangsgründen einer gewissen Bildung erwacht sind, für eine nach modernen massenpsychologischen Grundsätzen gesteuerte Propaganda anfälliger werden und sich gegenüber der Flut massiver, auf einfachste Formen gebrachter Schlagworte kaum kritisch zur Wehr setzen können. Die Kommunisten scheinen in Kerala mit einem derartigen Massenangriff an Wahlwerbung gearbeitet zu haben, daß dem gegenüber alle übrigen Parteien zusammengenommen nur noch wenig zählten.

Um das Eigenartige der Situation voll zu kennzeichnen, muß noch darauf hingewiesen werden, daß im Staat Kerala viele Christen leben: Unter rund 12 Millionen Einwohnern etwa $\frac{1}{3}$, wovon die meisten katholisch sind. Auch die Christen scheinen zu einem Teil rot gewählt zu haben, andere wählten Splitterparteien. Der Grund: allgemeine Unzufriedenheit mit der Kongreßpartei. Vielleicht wirkt es sich auch nachteilig aus, daß den Christen Südindiens eine einheitliche politische Führung fehlt.

Was man beim kommunistischen Fischzug allerdings nie aus den Augen verlieren darf, ist die altbekannte und stets — auch in Europa — neu bewährte Wahl- und Eroberungstaktik: Verschleierung der eigentlichen Ziele des Bolschewismus, bis man die Macht in Händen hält. Damit hat man in Rußland gesiegt, in China, und hofft bald auch in Indien zu siegen. Hinzu kommt, daß Pandit Nehru und seine Regierung eine betont sowjetfreundliche Politik betreiben. So kann es leicht geschehen, daß die Hindu nicht verstehen können, warum ihr Regierungschef zwar jederzeit die Sowjets lobt und preist, sie selbst aber nicht die Partei der Sowjets, sondern die Nehrus wählen sollen. (Vgl. „America“ 4. Mai 1957, Seite 157 und „L'Osservatore Romano“ 26. Mai 1957, Nr. 123, Seite 1.)

Brot für alle

„Als Sie heute morgen aufstanden, waren ungefähr 18000 Menschen mehr auf dieser Welt als gestern abend beim Schlafengehen. Heute abend wird diese Zahl um weitere 37000 gestiegen sein. Jedes Jahr, das Sie erleben, existieren auf diesem Planeten annähernd zwanzig Millionen mehr menschliche Wesen als im Jahr zuvor.“ Heute zählt die Erde ungefähr $2\frac{1}{2}$ Milliarden Menschen, gegen Ende dieses Jahrhunderts werden es schätzungsweise $3\frac{1}{2}$, vielleicht sogar 4 Milliarden sein. Wie sollen diese Menschen leben? Die einfachste Antwort darauf gaben der Malthusianismus und später der Neomalthusianismus, der die Geburtenzahl einfach durch künstliche Mittel zu beschränken gedachte. Welch ungeheure Verheerungen für das sittliche Leben eines Volkes der systematisch propagierte Neomalthusianismus zeitigt, kann am Beispiel Japans gesehen werden (vgl. diese Zeitschrift 145 [1949/50] 229) und neuerdings auch Indiens, die in wenigen Jahren diese „Er-

rungenschaft“ der westlichen Kultur einführen zu müssen glaubten. Was gegen die sittliche Ordnung ist, kann keine echte Lösung sein. Die Erde bietet durchaus Möglichkeiten, auch die neu zuwachsenden Millionen zu nähren. Freilich löst sich dieses „Hauptproblem der Menschheit im 20. Jahrhundert“ nicht von selbst. Daß es aber zu lösen ist, zeigt der amerikanische Soziologe Robert Brittain in seinem lesenswerten Buch „Let there be bread“, deutsch „Brot für alle“, Stuttgart 1956, Deutsche Verlags-Anstalt, dem die oben zitierten Sätze entnommen sind.

Zunächst möchte man Brittains Ansicht für einen ungerechtfertigten Optimismus halten, vor allem, wenn man liest, daß von den 14,4 Milliarden ha festen Bodens, den die Erde umfaßt, nur etwa ein Zehntel für die Erzeugung der menschlichen Nahrung in Frage kommen. Doch Brittain zeigt, und zwar an Hand von Tatsachen, daß es durchaus möglich ist, aus bisher noch unfruchtbaren Landstrichen, also vor allem aus Wüsteneien, Tundren und äquatorialen Gebieten, fruchtbares Land zu machen.

Etwa ein Drittel des Erdbodens ist wüstes Land, trocken, unfruchtbar, nicht selten Einöden von nacktem Fels, Salzsteppen, in denen nichts wachsen kann. Daß jedoch nicht alle heutigen Wüstengebiete schon immer unfruchtbares Land waren, zeigt nichts besser als die Tatsache, daß vor Jahrtausenden in heutigen Wüstengebieten blühende Kulturen vorhanden waren, so in den Wüstenstrichen des Mittelmeergebietes und des Vorderen Orients. Die Schuld an diesem Wandel zum Schlechten hat nicht ein Klimawechsel, sondern der Verfall der menschlichen Arbeit an diesem Boden. Die Hethiker, Assyrer, Römer, Araber und die übrigen Völker dieser Landstriche waren Meister der Bewässerungskunde.

„Die Römer waren zum Beispiel, obwohl sie von einer der lasterhaftesten Ober-schichten regiert wurden, die je die Erde bevölkerte, die großen Ingenieure der Antike. Ihre technische Erfindungsgabe und nicht ihre unbarmherzige Härte setzte sie in den Stand, die Wüste fruchtbar zu machen. Sie packten die Aufgabe an wie unsere besten Hydrologen von heute. In Gebieten mit besonders tiefliegendem Grundwasserspiegel gruben sie als erstes in Fels und Sand tiefe Schächte, bis sie auf Quellen oder unterirdische Ströme trafen. Neuerdings suchen die Archäologen systematisch nach diesen römischen Brunnen. Mehr als zweihundert sind schon in Tripolis entdeckt worden, zahlreiche in den Wüsten Ägyptens und in anderen Teilen des römischen Nordafrika. Nach den Aufzeichnungen über die römische Okkupation müßten dort noch Tausende von Brunnen auf ihre Auffindung warten.“

Besonders eindrucksvoll ist eine andere Methode der Wassergewinnung, die ein ganz neues Licht auf einen Vers des Psalms 113 werfen kann: „der den Felsen verwandelt in Wasserflut, in strömende Quellen den Stein“ (8):

„Im Negev, den die Bibel die Wüste Sin nennt, gibt es Gebiete, wo die Landschaft, soweit das Auge reicht, durch geometrisch geformte Hügel aus Feuersteinkiesel, die ungefähr einen Meter hoch sind, wie punktiert erscheint. Die Archäologen nehmen an, daß diese Erhebungen vor drei- bis viertausend Jahren wahrscheinlich von dem Volk der Nabatäer angelegt worden sind. Doch erst vor kurzem entdeckte man ihre Bestimmung. In vielen dieser Hügel fand man die Wurzeln und Stümpfe von alten Weinstöcken und Bäumen, und es wurde deutlich, daß der Zweck der Aufschüttung war, Tau aus der Atmosphäre zu kondensieren und ihn zu zwingen, zu den Wurzeln hinunterzusickern.“

Erst heute hat man wieder entdeckt, daß „Tau in der Tat all die Feuchtigkeit liefern kann, die zur Pflanzenzucht in großem Maßstab nötig ist“. Und ein israelischer Gelehrter entdeckte, daß der Tau seine höchste Konzentration etwa einen Meter über dem Boden erreicht.

Nicht nur in den Wüsten geht man daran, fruchtbares Land zu gewinnen – sogar in Salzwüsten ist es schon gelungen –, sondern auch in den Tundren. Hier sind es vor allem die Russen, die ganz neue Methoden der Bodenbebauung entdeckten und

überraschende Erfolge erzielen. So erreichte man durch „Stoppelbau“, d. h. durch Aussaat in die Stoppeln der Sommerernte, in diesen nördlichen Ländern eine Weizenernte, deren Erträge dem Durchschnitt der übrigen Sowjetunion entsprach. Es wurden auch am Boden hinkriechende Obstbäume gezüchtet, die, vor den rauen Winden geschützt, Früchte tragen.

Von den tropischen Gebieten bietet dasjenige des Amazonas offenbar die reichsten Möglichkeiten. Man will mit Hilfe der UNESCO ein internationales Institut errichten, das die Urbarmachung des Gebietes als Ganzes ins Auge faßt und wissenschaftlich plant. Schon haben sich Expeditionen aufgemacht, um die Flora und Fauna des Gebietes zu erkunden, damit festgestellt werden kann, welche Pflanzen und Tiere dort am besten gedeihen. Auch die klimatischen und geographischen Verhältnisse wurden untersucht, um die zukünftigen Siedler schon im voraus vorzubereiten.

Vielleicht sind Britains Ansichten in manchen Punkten zu optimistisch. Aber eines dürfte auf jeden Fall sicher sein: Ungeheure Aufgaben warten auf die Menschheit, und sie kann sie nur als ganze lösen. Kein Volk kann sich von der Schicksalsgemeinschaft aller trennen. Menschliche Erfindungsgabe, Ausdauer und Arbeitsamkeit werden höchste Proben ihres Könnens ablegen müssen, um einen Weg zu finden, der allen Menschen Brot und Nahrung und damit auch Frieden und Sicherheit gibt.

UMSCHAU

Der christliche Narr

In unserer Zeit der Kulturkrise, des Übergangs zu neuen Lebensformen erhält die Frage des Verhältnisses zwischen Christ und Welt ein ganz neues Gewicht. Gegenüber einem idealistischen Kulturchristentum, das bereits der Vergangenheit angehört, empfindet man wieder die Unmöglichkeit, beide miteinander vollkommen in Übereinstimmung zu bringen. Der echte Christ erscheint als der Unangepaßte, der sich in dieser Welt nie so ganz zurechtfindet und leicht die Rolle eines törichten Versagers spielt. Aus dieser Zeitlage erklärt sich der Erfolg gewisser Romane, z. B. von Graham Greene, wie der Priesterromane überhaupt. Auch Walter Nigg befaßt sich in seinem Buch „Der christliche Narr“¹ mit dieser Frage, wie

es seine Art ist, nicht systematisch, sondern indem er an Gestalten der christlichen Geschichte die verschiedenen Seiten des Problems aufzeigt. Von diesen Beispielen sind vier geschichtlich: Symeon von Edessa, Jacopone da Todi, Philipp Neri und Heinrich Pestalozzi, drei gehören der Literatur an: Erasmus' „Lob der Torheit“, Cervantes' „Don Quijote“ und Dostojewskijs „Idiot“. Wie in seinen früheren Werken versteht es Nigg auch in diesem, verkannte christliche Werte dem heutigen Menschen aufs neue nahe zu bringen. Allerdings spürt man auch hier wieder den Einfluß seines Standpunkts, der den Dogmen und dem Institutionellen weniger Bedeutung beimißt. Der vorliegende Beitrag möchte neben einer Inhaltsangabe das Thema zugleich weiterführen und Einseitigkeiten ausgleichen.

Es zeigt sich, daß die Narrheit ein wesentliches Element im Christentum ist. Nicht eine Narrheit, die Geistes-

¹ Zürich-Stuttgart 1956, Artemis Verlag, 410 S., geb. DM 24,90.